

Fritz Schaub – eine Ehrung

**zum Ehrenpräsidenten der
Carl Spitteler-Stiftung Luzern**

*Zusammengestellt von Dominik Riedo
(Vizepräsident der Carl Spitteler-Stiftung Luzern)*

Dominik Riedo

Laudatio auf Fritz Schaub

Beim grossen Schweizer Geschichtsphilosophen Jacob Burckhardt steht in der Einleitung zu seinen «*Weltgeschichtlichen Betrachtungen*» (1905; aus dem Nachlass): «Und nun gedenken wir auch der Grösse unserer Verpflichtung gegen die Vergangenheit als ein geistiges Kontinuum, welches mit zu unserem höchsten geistigen Besitz gehört.» – Das ist ja eigentlich falsch: Denn nicht die Vergangenheit selbst ist ein Kontinuum (zumindest nicht in zwei Richtungen), sondern erst durch unsere Bemühung um die Vergangenheit stellen wir ein Kontinuum her; ohne diese wäre es eben gerade verloren, vergangen für immer. Und deshalb möchte ich auch das Nachfolgende, was ich an sich wieder von Burckhardt herzitiere, leicht abwandeln: Alles, was im Entferntesten zu diesem Behuf dienen mag, muss mit aller Anstrengung und Aufwand gesammelt und verrichtet werden, bis wir zur Rekonstruktion ganzer vergangener Geisteshorizonte gelangen. Denn darauf – und jetzt wieder exaktes Zitat – «verzichten [...] nur

Barbaren, welche ihre Kulturhülle als eine gegebene nie durchbrechen. Ihre Barbarei ist ihre Geschichtslosigkeit und vice versa.»

Historisches Bewusstsein, wie es hier zum Vorschein kommt, gehört zum dringend notwendigen Umgang mit Literatur. Denn was in der Urteilsüberlieferung (wo man über Carl Spitteler [1845–1924] vor diesem Jubeljahr 2019 oftmals gerne Begriffe gefunden haben würde wie «veraltet» und «unmodern», ein «Relikt» etc.; man findet solche in meinem Essay «*Der Lebensernte Speicher ist das Grab*») sonst nur wie abgelöst dastehen würde, kann im Zusammenhang mit Vorherigem, Gleichzeitigem und Nachfolgendem deutlich oder zumindest deutlicher werden, in seiner Abhängigkeit von allen drei «Dimensionen». Man erfährt von der Geschichtlichkeit von Werturteilen, dadurch allenfalls von der Geschichte selbst – und erahnt dabei übergeschichtliche Werte, nach denen wir doch unablässig fragen.

Eigentlich ist das in der Literaturtheorie tatsächlich eine «alte» Sache; Friedrich Schlegel hat sie sich als Vorgabe selbst beschrieben: Lesen als Auslegen,

Auslegen als Charakterisieren, beginnend bei Einzelem, fortschreitend in grösseren und grössten Zusammenhängen – *kontextuell* im umfassendsten Sinne. Bei solchem Vorgehen weitet sich dann der Begriff «Literatur» und umfasst mehr als nur das, was einmal «Poesie» geheissen hat.

Da ist es denn für einen Eleven eben nicht bloss der Literaturgeschichte, für einen Menschen, der nicht nur seinen eigenen Horizont weiten will, wie es heute allenthalben alle Menschen zumindest zu versuchen vorgeben, sondern gerade für einen Menschen, der auf dem eigenen Weg auch Wegbereiter war und ist für Pfade, die leider zugetrampelt wurden oder die vor lauter Vernachlässigung überwuchert dastanden, da ist es für einen Menschen wie Fritz Schaub, der allgemein Vergessenes retten will und Verbindungen herstellen, besonders wertvoll, dass er nicht nur Germanist (mit einem Doktorat bei Emil Staiger; siehe dazu auch Seite 9ff. dieser Broschüre), sondern zudem Musikkritiker war, begeisterter Kinogänger, der sich lange als Sekretär des Filmklubs (er war starker Verfechter der Abschaffung der kantonalen Filmzensur

– und trat auch damit in die Fussstapfen von Carl Spitteler) engagierte und als Redakteur und Journalist arbeitete. Damit kann man die erwähnten Verknüpfungen herstellen und Pfade verbinden.

So hat sich ihm bei meiner Rede sicherlich bereits lange erschlossen, dass ich Burckhardt unter anderem zitierte, weil er wie Friedrich Nietzsche, der wiederum Carl Spitteler gefördert hat, also dass Burckhardt aus dem gleichen Basler Kulturraum (siehe dazu das Nachwort von Philipp Theisohn in «*Carl Spitteler. Dichter, Denker, Redner*») stammt – und das Wort bedeutet hier viel mehr als bloss die Herkunft aus der gleichen Gegend – wie eben Spitteler, dem eines von Fritz Schaub's Lebensinteressen gegolten hat und gilt, seit seinen Schultagen und bis heute, in diesem Jahr, wenn Spitteler zumindest eine temporäre Auferstehung feiern darf, zu seinem 100. Jahr der Literaturnobelpreisehrung.

Und ihm, Fritz Schaub, dem fleissigen Diener am Werk des doch grossen Meisters der Schweizer Literatur (und darüber, weit darüber hinaus), wäre es auch zuzutrauen, dass er dies, was in diesem Jubeljahr,

als müsste es so sein, endlich eine Frau herauslesen konnte aus Spittellers Werk, dass er dies schon lange irgendwie ahnte und nur nicht selbst formuliert hatte, weil er wollte, dass andere auch noch was zum Entdecken hätten und diese Verbindung *erfahren*, die so beglücken kann und bereichern, weil wir in der Verbindung von den Vergangenheiten ins Heute die Zukunft erspüren. Dass er eben schon lange ahnte, warum Carl Spitteler eigentlich geschrieben hatte: nämlich tief innen als Hauptthema immer wieder über das Misswunder *«per totum»*, über das Warum-gibt-es-nicht-Nichts-aber-stattdessen-Etwas? Spitteler also arbeitet sich auf der tiefsten aller Ebenen ab an der Frage, warum wir eigentlich sind oder warum wir so sind wie wir sind oder noch anders: Ob es nicht möglich wäre, den Urzustand zu rekonstruieren – obwohl das Wort hier an sich das genaue Gegenteil zu meinen hat –, das totale Nichts: Auf dass wir alle totale Nichtse wären! Denn wenn überhaupt, dann könnte es uns vielleicht wirklich gelingen an Spitteler, durch die Arbeit an seinem Werk und seiner Person, wie es Fritz Schaub tat, fast sein Leben lang, könnte es uns gelingen, diesen

totalen Schritt, der Weisheit letzter Schluss – zu erreichen.

Ja, meine Damen und Herren: Derart viel steckt in ihm, dem Spitteler Carl (siehe den hier beigegebenen Text von Dr. Monika Kreidi), aber auch in Fritz Schaub, der für immer Teil der Spitteler-Exegese sein wird, mit Standard-Werken wie seinen Büchern über Spitteler & Luzern (1995 und 2013) und Spitteler & der Gotthard (2016), der Rettung von Spittelers Ehrengrab auf dem Friedhof im Friedental, der Mitgründung der Carl Spitteler-Stiftung Luzern, der Einrichtung des Spitteler-Archivs im Am-Rhyn-Haus (ab 1978). Und durch mannigfaltige Kleinstarbeit für die Stiftung, die ihn heute offiziell zum Ehrenpräsidenten (er war Präsident von 1995 bis 2016; zuvor seit der Gründung 1975 Vizepräsident) kürt: Ja, man kann sich Ehre erwerben bei der Arbeit an der Literatur(geschichte). Wenn man eines nicht aus dem Kopf lässt: Dass man stets an das Kontinuum denke, das Kontinuum der Geisteswelt, von Früher übers Heute ins Morgige. Und ganz nebenbei wird man, wie es der Spruch sagt, der nurmehr Burckhardt *zugeschrieben* wird: Man wird durch die

Arbeit an Geschichte frei von der Vorstellung eines Genial-Uranfänglichen, einer schöpferischen Potenz, die voraussetzungslos ereignishaft in die Geschichte einbräche und Bleibendes hinstellte; vielmehr erahnt man, wie glücklich man wäre im niemalsigen Nichts der Nichtse – im grossen Traum, wie ihn Carl Spitteler träumte, als er einsam auf dem Dachboden hockte: «Wie nun allmählich der Dachboden sich mit Düster, hernach mit Dunkel, schließlich mit Finsternis füllte, welche einen Gegenstand nach dem andern verschlang, durchschauerte mich ein eigentümliches [siehe dazu die folgenden Seiten] ernstes Gefühl [...] Ich schaute damals einen Augenblick in das Antlitz der Meduse.»

Fritz Schaub ist seit Beginn seiner Beschäftigung mit dem alten Herrn, in dem er immer den jungen Herrn gesehen hat, auf dem Weg dorthin. Es freut mich, dass wir ihn heute ehren dürfen. Fritz, Du hast es verdient, mit Spitteler zusammen in einem Atemzug genannt zu werden. Auch wenn man kurzatmig wäre, wie Spitteler an seinem weltlichen Ende.

Monika Kreidi

Miszelle zu Carl Spitteler

«Endlich kommen wir in diesem Zusammenhang noch auf Spitteler, den Dichter, der es bewiesen hat, dass seine Kraft im Epischen lag, der im ›Olympischen Frühling‹ ein umfangreiches Epos geschaffen hat, das nicht übersehen werden darf, wie sehr uns auch ein eigentümliches Unbehagen anwandeln mag.» – Emil Staiger reiht hier in seinen «*Grundbegriffen der Poetik*» (erstmalig 1946; letzte Ausgabe zu Lebzeiten 1987) gewissermassen (›versteckte‹) Ablehnung an Ablehnung. Denn obwohl er Spitteler zugesteht, ein ›Dichter‹ zu sein, musste er es ihm erst ›beweisen‹, dass ihm das Epische lag, und trotzdem würde er ihn wohl lieber übersehen, was man aber leider nicht ›darf‹; vor allem jedoch wandelt ihn ein ›eigentümliches Unbehagen‹ an: die doppelte Markierung seines Gefühls, das ihn beim Lesen der Texte von Spitteler offenbar überkam – ihn, der mit seiner textimmanenten Methode der Interpretation (›Begreifen, was mich ergreift.‹) das von Texten erzeugte Gefühl

wissenschaftlich zu erklären suchte –, zeigt uns, dass sich der Literaturprofessor an diesen Texten vergebens abarbeitete und dass er zusätzlich aus irgendeinem Grunde missgünstig war (denn neidisch musste er als Nicht-Dichter ja nicht sein). Aber da war er nicht der Einzige.

Doch was ist es denn, das in Texten Carl Spittlers (1845–1924) schon zu Beginn der Laufbahn des jungen Dichters, beim Erstlingswerk «*Prometheus und Epimetheus*» (1880/1881) etwa, Gottfried Keller dasselbe (!) Wort brauchen liess: «Das Buch ist von vorne bis hinten voll der auserlesensten Schönheiten. Schon der wahrhaft epische und ehrwürdige Strom der Sprache [...] umhüllt uns gleich mit eigentümlicher [!] Stimmung.» (Brief vom 27.01.1881 an Joseph Viktor Widmann; daraus auch die folgenden Zitate) Rührt es daher, dass Keller sich nicht erklären kann, was «der Dichter eigentlich will», auch «nach zweimaliger Lektüre noch nicht»? Und er trotzdem «gerührt und erstaunt» ist «von der selbständigen Kraft und Schönheit der Darstellung»? Denn alles bleibt ihm zwar einerseits «dunkles Gebilde» und irgendwie «Unmöglichkeit», und

trotzdem empfindet er eben andererseits alles «glänzend anschaulich». Diesen Gegensatz muss man sich noch einmal verdeutlichen: «dunkel» sowie «Unmöglichkeit» – und eben doch «glänzend» und «anschaulich»! Was stellen diese Gegensätze anderes dar als das dichterische Eingeständnis, dass hier fühlbar etwas geschrieben steht, was Wichtigstes, Tiefstes beschreibt, das man aber selbst als Fachmann nicht so schnell zu erfassen vermag, ja, dass da etwas versteckt bleibt? Immerhin kommt Keller, selber ein gefühlsbehafteter Mensch (er blieb zum Beispiel auch dann noch Feuerbachianer aus Zuneigung, als die ganze Gelehrtenwelt fast geschlossen Schopenhauerianer war) – was zur Spitteler-Deutung wichtig ist, wie man unten sehen wird –, vermutlich ganz nahe ans Geheimnis, wenn er eingesteht: «Die Sache kommt mir [...] vor, wie wenn ein urweltlicher Poet aus der Zeit, wo die Religionen und Göttersagen wuchsen und doch schon vieles erlebt war, heute unvermittelt ans Licht träte und seinen mysteriösen und großartig naiven Gesang [mit solchen «Gesängen» kannte sich Keller aus; über Feuerbach schrieb er ja im «*Grünen*

Heinrich»: «Da ist Ludwig Feuerbach, der bestrickende Vogel, der auf einem grünen Aste in der Wildnis sitzt und mit seinem monotonen, tiefen und klassischen Gesang den Gott aus der Menschenbrust wegsingt!»] anstimmte.» Man behalte diese Aussage im Kopf, denn das «Urweltliche» ist es eben wirklich, was bei Spitteler immer eine Rolle spielt ...

Zuerst sollen jetzt noch weitere Stimmen, die sich bis heute ähnlich äussern, belegen, dass mit Spittelers Texten eben etwas vorliegt, das man nicht ganz fassen kann, dem man nicht recht und schnell auf die Schliche kommt. Etwa Peter von Matt, der die Texte insgesamt «schwer zu fassen» findet (vielleicht ein Grund, warum er bis 2019 sich kaum über Spitteler geäussert hat; Zitate – auch die folgenden – alle aus dem Vorwort aus dem Band «*Carl Spitteler: Dichter, Denker, Redner*» von 2019) und sie dazu – vermutlich ahnend, dass noch viel mehr darunter verborgen liegt – einen «nichtgehobenen Schatz» nennt.

Diesen «Schatz» ein wenig zu heben, macht sich Philipp TheisoHN anheischig. Er kommt wirklich sehr weit, weil er einsieht, dass es sich bei Spittelers Texten

um Dichtung handelt, der es «obliegt», dem «eine Stimme zu leihen, das nicht ins Sein gekommen ist» (Nachwort im Lesebuch «*Carl Spitteler: Dichter, Denker, Redner*» von 2019; alles weitere auch von dort). Sie blickten wie «hinab, um dort unten den einen Moment zu erspähen, in dem sich einst alles entschieden hat.» Und er begreift, warum Spittelers zentrale Form das Epos sein musste und hilft uns mit Riesenschritten, dem Geheimnis näher zu kommen, wenn er sagt: «Die Gegenwart erscheint in diesen Texten immer als Resultat einer vorgängigen Verfehlung, die das Epos zwangsläufig als ein Problem der Weltentstehung verhandeln muss.»

Hier kratzt Theisohn mehr als an der <Lösung>. Nur einen Schritt muss man noch gehen und sich klarmachen –: Was sagt das denn eigentlich, dass die Gegenwart *immer* ein Resultat einer vorgängigen Verfehlung ist? Wenn es zum Beispiel um eine spezifische Kindsgeburt ginge, könnte es einfach den Zeugungsakt meinen; aber da Theisohn wie Keller und Staiger vor ihm einsieht, dass dies in *jedem* Text *immer* so geht, dieses Spezielle, ist es eben nicht nur

irgendeine Verfehlung, sondern *immer wieder* kommt der geheime Blick auf *die* Verfehlung, auf die Verfehlung *per se*, die ursprünglichste Verfehlung allen Seins: Es ist die Verfluchung, die Verdammung des Urknalls, oder, mythischer gesagt, vorzeitlicher, das knirschende Weinen vor dem Umstand, dass es leider nicht nichts gibt. Und in einer kleinen Abwandlung davon die Suche nach dem Warum eines Nicht-Nichts anstelle eines eigentlich präferablen Nichts. – Darum war auch das Theologiestudium Spittlers nicht völlig abwegig: Befand er sich doch schon sehr früh auf der Suche nach dem Sinn überhaupt, nach einer Erklärung für das Dasein im Gegensatz zum Nicht-Sein – nicht nur seiner selbst, sondern der Welt, des Universums. Aber er merkte, wie er eben vieles im Gespür richtig machte, dass die Suche weiter gehen (nicht: weitergehen) würde oder, ehrlicher, dass die Antwort an sich schon feststand: Es wäre besser, gäbe es die Welt nicht. Als Künstler aber glaubte er an die Macht der Literatur, die Menschen hinter diese Dinge sehen lassen zu können und, da sie eben eine Erlösung auch nicht schafft,

wenigstens helfen kann, die Welt *auszuhalten*. Darum auch sein Wahlspruch: «Mein Herz heißt ‹Dennoch›.»

Daher kommt also das seltsame Gefühl all der Lesenden, selbst der Profis. – Aber die Missgunst, fragen Sie? Vermutlich, weil Spitteler schon früh hinter all diese Dinge gekommen sein musste, zumindest intuitiv – schliesslich wusste er bereits als Heranwachsender, dass er Epen schreiben wollte und zeichnete schon eine Menge der später beschriebenen Bilder in Schulhefte (siehe zum Beispiel in «*Carl Spitteler zum 100. Geburtstag*», Seite 15) –, darf man annehmen, dass er eben auch später vieles intuitiv richtig machte, vieles *unerklärlich* richtig machte. Er merkte zum Beispiel, dass er beim Erstlingswerk eben bis ins 36. Lebensjahr brauchte, um es veröffentlichen zu können, dass er seine ‹Variantenmühle› durchleiden musste, ohne zu verzagen; dass er auch später viel Zeit brauchte, selbst wenn das hiess, als er noch Brotarbeit leisten musste, dass die Veröffentlichung von Werken Jahre auseinander lag; bis er eben vom ererbten Geld des Schwiegervaters leben konnte und sein Output sich massiv steigerte, ohne schlechter zu werden; bis ans

Ende des Lebens, wo er sich wieder zehn Jahre Zeit nahm für sein letztes Werk. Dass er also alles im Grossen gesehen richtig machte. Aber Neid vielleicht auch, weil man wie Peter von Matt merkt, dass Spitteler selbst im Kleinen irgendwie alles richtig gemacht hat, gerade dann, wenn seine Verse «derb» sind oder er sich «schnappende Reime» leistet. Oder dass er oft zur historisch (also nicht nur sein Leben betreffend) richtigen Zeit das Richtige tat, wie bei «*Unser Schweizer Standpunkt*» im Ersten Kriegsjahr 1914 des Ersten Weltkriegs. – Und vielleicht ist es eben doch hauptsächlich auch ein Neid, weil man bei Spitteler lange nicht alles merkt, nicht hinter die Hauptsache kommt, oder erst langsam. Auch ich brauchte 24 Jahre dazu, fast ein Vierteljahrhundert.

So oder so: Spitteler hat – irgendwie – fast immer alles richtig gemacht. Und er kam dem Geheimnis des Lebens beziehungsweise des Universums auf die Spur sowie der ewigen Daseinsberechtigung für die Kunst, die Literatur.

Unser aller Herz heisst: DENNOCH!

Mit Dank an Dr. Monika Kreidi